

# Die Fremde Welt



Nr. 27

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Kolb schien sein Kragen zu drücken, denn er zupfte immerfort an ihm herum, Frau Holzmann hatte Angst, ihre Frisur zu verlieren und versuchte immer wieder von neuem, sie fester zu stecken. Dann machte sie Licht. Sie hatte schon gefürchtet, Michel könnte bemerken, daß sie und Kolb im Finstern gefessen hatten. Aber Greifeneder fiel nichts auf. Er rieb die Hände an den Schenkeln und saß da, als wollte er mit etwas heranzücken.

„Also, meine Herrschaften,“ sagte er nach einer Weile und räusperte sich und schluckte, „wißt's das Meenste? — Wir lassen uns scheiden?“

„Waas?“ riefen Kolb und Frau Holzmann beinahe zugleich.

„Na, ja, scheiden lassen wir uns. Ich kann mir net anders helfen.“ Er seufzte.

„Sie, haben S' denn gar kein Schamg'fühl, Michel? Ich tät mich in Grund und Boden schämen an Ihrer Stell! Das werden S' net tun, Michel! Das tut kein ordentlicher Mensch.“

Er sah Frau Holzmann hilflos an. „Aber Tant! —“

„Sie, Greifeneder,“ fiel ihm Kolb ins Wort, „ich muß Ihnen sagen — wir haben schon einmal davon g'red't —“ er sprach würdevoll und gemessen, jeder Satz eine wichtige Sentenz — „wenn man amal g'heirat hat, dann hat man auch eine Achtung vor der Ehe, eine Achtung, sag ich. Die Ehe, das ist keine Spielerei net, verstehen S'? Als Christ und als Mann werden Sie's ja wissen, daß das etwas Heiliges is. So ein Mensch, der was sich scheiden laßt, is kein anständiger Mensch net, bei mir net!“

„Aber gehen S', Herr von Kolb, wenn's nach die G'jes'n erlaubt is — ja, was soll man denn machen, wenn man net zusammenpaßt, wenn man sich gar net vertragen tut?“ Seine Hände waren in fortwährender Bewegung, auf den Wangen flammte heiße Röte.

Kolb sah ihn mit überlegenem Lächeln an. „Was verstehen denn Sie davon? 's is gar viel erlaubt in die G'jes'n, was die Religion verbieten tut. Wir leben ja leider Gottes in ein Staat, der was den Glauben unterdrücken tut. Wir werden schon schauen, daß dieses niederträchtige, unmoralische G'jes, das die gerichtliche Scheidung gestattet, weg'pukt wird. 's wär schon Zeit, daß wieder einmal die Religion zu Ehren kommt. Ein Skandal —“ er

griff entrüstet mit der Hand an die Stirne — „das heilige Sakrament laßt der Staat lächerlich machen, rein lächerlich! . . . Natürlich,“ rief er mit zornigem Gohn, „das is — das is — grad eine Unterstützung is es für die Herrschaften! Da wird drauf Losgeheirat, wenn einer eine haben mücht — warum net? Wenn er s' nimmer mag, laßt er sich halt scheiden. . . Is ja sehr einfach! . . . Na, warts, wir werden Euch schon helfen! Mit der Moral könnt man weit kommen. Psui Teufel!“

Frau Holzmann nickte fortwährend. Greifeneder war ganz zerknirscht. Das waren ja bisher auch seine Bedenken gewesen. Schlichtern wagte er noch den Einwand, daß auch Resi damit einverstanden sei. Sie hätte heute eigentlich die Idee angeregt und ihm damit aus der Seele gesprochen.

Die Tante lachte hönisch auf. „No also, da haben wir's ja!“ rief sie triumphierend. „Ich hab mir's gleich gedacht. Ja, das glaub ich, daß 's der recht wär, damit s' für ihre Liebhaber mehr Zeit hat. Ja, jetzt begreif ich's! Und Sie lassen sich so leicht aufschmieren, Michel. Sie sind ein rechter Narr, das muß ich schon sagen, ein Narr sind S'.“

Sie lachte wieder. Es kam so glatt und leicht heraus, als wenn sie's vor dem Spiegel eingestudiert hätte. Kein Zeichen eines Affektes war in ihrem hübschen Gesicht zu bemerken. Man sah es ihr an, sie konnte immer lachen, sie brauchte nur zu wollen. . . .

Der Onkel kam, ganz erstaunt, Gesellschaft zu finden. Er hatte sich schon auf eine ruhige Zeitungslektüre und auf ein behagliches, gutes Abendessen gefreut.

Als er hörte, um was es sich handelte, zog er die Stirne in Falten. So etwas dürfe einfach nicht vorkommen, sagte er mit einer Gewichtigkeit, die jeden Widerspruch ausschloß. In der Ehe müsse man sich eben vertragen und gut miteinander leben, und wenn man das nicht tue, sei man ein unanständiger Mensch, der unter ehrbaren Leuten nichts zu suchen habe.

„Wir zwei haben dann ausg'red't, Michel,“ schloß er seine Ausführungen mit blünder Entschiedenheit.

Auf dem Heimweg war Greifeneder überzeugt, daß er sich von Resi hatte ins Garn locken lassen. Die Straßen waren trocken. Der scharfe Wind, der ihm jetzt ins Gesicht wehte, hatte sie rein gefegt. Seine Wangen brannten unter der bissigen Kälte. . . . Ein Glück,

dachte er, daß er mit der Tante gesprochen und sich nicht übereilt hatte. Sie war eine geschickte Frau und hatte ihm über Resi die Augen geöffnet. Freilich — mit der Anständigkeit brauchte sie den Mund nicht voll zu nehmen. . . . Die Anwesenheit stolzs und der ganze Empfang — jetzt erst fiel ihm das alles ein. . . . Von der Heiligkeit der Ehe durfte gerade sie nicht reden. Aber recht hatte sie doch.

Er freute sich darauf, wie er Resi tüchtig ärgern würde. Sie machte sich ja schon Hoffnungen. . . . Da wäre er schön aufgefressen. . . . Just nicht! Wenn er auch nichts davon hatte, daß er sie festhielt, im Gegenteil, nur Ärger, wenigstens sollte ein anderer sie nicht haben, nicht mißhelos und mit seiner Zustimmung. Ein Narr, der er wärel. . . .

Als die Eltern weggegangen waren, hatte Resi sich fest vorgenommen, noch heute mit Michel die Sache ins reine zu bringen. Vor allem mußte sie für sich sorgen, dachte sie in ihrer Erbitterung, und durfte auf niemand Rücksicht nehmen. Was gingen sie die Eltern an? Damit die weiter faulenzten und sich von Michels Geld mästen konnten, mußte sie sich nicht lebendig begraben lassen.

So saß und wartete sie, bis Michel käme, und horchte auf das Ticken der Uhr, voll Ungeduld, endlich zur ersehnten Auseinandersetzung zu gelangen. Sie hatte sich's schon genau zurechtgelegt. . . . Sie würden in Frieden auseinandergehen, es wäre für beide das beste, das wollte sie ihm gleich sagen. Kurz und bündig.

Die Minuten vergingen, sie besserte fortwährend an den Worten herum, die sie an ihn richten wollte, und immer milder und versöhnlicher wurden sie. In aller Ruhe wollte sie's mit ihm besprechen, ohne Haß und ohne Groll. Der Gedanke, endlich von ihm loszukommen, hatte sie so froh und heiter gestimmt, daß die gewohnte Erbitterung gegen Michel ganz aus ihrem Herzen gewichen war, die Freude machte sie nachsichtig und duldsam. . . . Nicht ein böses Wort wollte sie ihm sagen.

Sie zitterte vor erwartungsvoller Ungeduld, als sie ihn kommen hörte. Mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen sprang sie auf und eilte ihm entgegen.

Ein boshaftes Grinsen lag auf seinem Gesicht, als er eintrat. Aha, da kam sie schon. . . . Sie konnte es also nicht mehr erwarten, von ihm zu erfahren, daß sie frei wurde und machen durfte, was ihr beliebte. Nun, er wollte 'hr

schon die Suppe gehörig versalzen, diesem schamlosen Frauenzimmer. Und wenn er darüber zugrunde ging, sie sollte nicht triumphieren. Gerade sie nicht! . . .

Wie ihre Augen leuchteten! Das würde eine Enttäuschung geben!

„Du, ich hab mir's überlegt!“ rief er barsch, „s geht doch net, das mit 'm Scheidenlassen. — Und wenn's Dir net recht is, kann ich Dir net helfen!“

Sie riß die Augen auf und starrte ihn verwundert an. Die Lidspalten wurden kreisrund, die Gesichtsmuskeln bewegten sich nicht.

Dann löste sich der Krampf. Sie lehnte sich an den Tisch, legte die Arme auf die Platte und stemmte die Brust gegen die Kante. „Warum net?“ kam es wie eine schmerzliche Klage leise von ihren aschfaulen Lippen. „Ich — Du warst ja selbst dafür —“ dann versagte ihr die Sprache. Sie ließ sich kraftlos im Sessel zurücksinken und legte beide Hände vors Gesicht. Ein kalter Frost schüttelte ihren Körper.

„Merger Dich nur!“ rief er höhnisch, „ja ärger Dich nur! Ein Narr werd ich sein und Dich freilassen, damits d' Dich mit 'm Liebhaber vergnügen kannst. Ich werd schon auf Dich aufpassen, Du sauberes Fräuchel Du! Und wenn ich Dich einmal erwisch, dann g'freu Dich!“

Da sprang sie wütend auf. Mit der erzwungenen Ruhe war's vorbei. Im bleichen Gesicht zuckte es vor Empörung. Die blutleeren Lippen waren fest geschlossen. Sie maß ihn mit verächtlichen Blicken. Er knickte zusammen unter der Wucht ihrer stillen Verachtung.

„Das hab ich net g'wußt,“ sagte sie kühl, „daß Du so ein gemeiner Kerl bist. Mach, was Du willst.“

Sie ging ins Schlafzimmer und sperre die Türe zu.

16.

Einige Wochen waren vergangen. Der Winter wollte nicht weichen. Er schien ewig dauern zu lassen. Grau und trostlos die Tage, einer wie der andere, trüb und neblig. Der Himmel in Dunstwolken gehüllt, die bleischwer herunterhingen. Kein freundlicher Sonnenstrahl, kein belebender Frost und kein lustiges Schneewetter, stets nur die öde, einschläfernde Dangeweile dieses leblosen Winterdämmerns. Die Wünsche schwiegen in der Natur, keine Hoffnung, keine Sehnsucht regte sich in ihr. Es schien, als schlummerte dies alles für ewig in der endlosen Nacht des Winters.

Nesi dachte an gar nichts mehr. Teilnahmslos ließ sie alles an sich vorübergehen. Es war ja ohne Interesse für sie. Für sie änderte sich nichts.

Eines Tages kam Greifeneder mit der Mitteilung nach Hause, daß sie für morgen Abend zu Holzmanns geladen seien. Ein großer Abend, den der Onkel aus Geschäftsrücksichten gebe. Sie sollte sich recht schön machen, es werde sehr elegant sein.

Sie gab keine Antwort und nickte gleichgültig, wie immer, wenn er etwas sagte.

„Du mußt mit!“ rief er geärgert, in der Meinung, sie wehre sich dagegen, zu Tante Holzmann zu gehen, die ihr verhaßt war, „s is sehr wichtig. Unsere englische Firma errichtet in Wien eine Fabrik, der Generaldirektor war gestern im G'schäft, wie ich net da war. Er is aus London her'kommen. Und da hat ihn der Onkel gleich für morgen eingeladen. Er möcht ihn fein bewirten und ihm ein bißl 's Godel kraken, dem Bistockmann. . . . Machst Dich also recht schön, verstanden, und mußt sehr freundlich mit ihm sein, net so z'wider wie gewöhnlich. . . . Verstehst? . . . So gib doch eine Antwort!“ schrie er zornig, mit dem Fuß aufstampfend, als er sah, daß sie sich um seine Worte nicht viel kümmerte.

„Ja, ja, is schon gut!“ sagte sie unwillig und erhob sich. —

Wortlos gingen sie am nächsten Abend nebeneinander. Das Schweigen lag schwer und drückend auf ihnen. Es war seit langer Zeit zum erstenmal, daß sie zusammen über die Straße gingen. Zu Hause, innerhalb der vier Wände, waren sie an diese dumpfe, erbitterte Stummheit, aus der verbissene Ohnmacht sprach, schon gewöhnt, aber hier auf der Straße, in der geschäftiges Leben herrschte, lachende und eifrig miteinander Sprechende Menschen zu sehen waren, empfand jeder von den beiden seine Vereinsamung wie eine brennende Scham, wie einen triftigen Grund mehr, den anderen zu hassen. Es war wie eine Erlösung, als sie endlich vor dem Hause ankamen.

Der erwartete Gast war noch nicht da. Zu ihrem Mißvergnügen sah aber Nesi den unvermeidlichen Kolb, der, in tadellosem Smoking mit schwarzer Binde, eine steife Verbeugung machte und sie mit seinen zudringlichen Penneraugen musterte. Frau Holzmann kam ihr in rauschendem, tief ausgeschnittenem Schleppekleid majestätisch entgegen, ganz Würde, in höflich kühle Zurückhaltung gehüllt. Herr Holzmann reichte ihr gleichgültig die Hand, als wenn er sie schon kurz vorher gesehen hätte, und wünschte ihr mit seiner fetten Stimme einen „guten Abend“.

Man setzte sich im Salon. Nesi war es unbehaglich zumute. Sie kam sich ganz verlassen vor. Die anderen sprachen unter sich, niemand richtete an sie das Wort. Dabei sah sie, wie Kolb sie unaufhörlich mit seinen gierigen Blicken verfolgte und Frau Holzmann vor zornigem Neid immerfort die Farbe wechselte. . . . Sie wußte gar nicht, wo sie ihre Augen hinwenden sollte.

Noch einige Herren waren da, Angestellte des Unternehmens, ein Reisender und der Chef der Buchhaltung und noch irgendein Herr, dessen Titel Nesi überhört hatte — aber die waren alle sehr verlegen und wußten, zum ersten Male in der Privatwohnung ihres Chefs, vor Befangenheit gar nicht, wovon sie sprechen sollten. Einer fragte Nesi, ob sie schon „Familie habe“, und versicherte ihr, als sie verneinte, daß ihr „Herr Gemahl“, mit dem er schon viele Jahre zusammen zu arbeiten „die Ehre habe“, ein sehr lieber Mensch sei.

Gott sei Dank, dachte Nesi, als sie draußen läuten hörte. Jetzt mußte der Erwartete kommen. Es fehlte ja sonst niemand. . . . Vielleicht würde es nun erträglicher.

Das Stubenmädchen öffnete die Türe — Nesi begann es vor den Augen zu flimmern. Es war ihr, als drehte sich das Zimmer mit ihr und als gaukelte ihr ein böser, hämischer Spuk unglaubliche Dinge vor, um sie zu narren. Sie wußte nicht, was mit ihr geschah. Sie fühlte nur, wie ihr Herz ungestüm gegen die Brust pochte, und wie kalte und heiße Wellen auf ihrem Gesichte kamen und gingen.

Nebelhaft, wie im Traum, sah sie, daß die anderen sich erhoben. Mühsam folgte sie dem Beispiel und stützte sich unbewußt auf die Lehne des Fauteuils.

„Da treffe ich ja alte Bekannte!“ hörte sie den Mann mit einer eigentümlichen Stimme sagen, die ihr trotz der etwas fremden Aussprache vertraut klang, „das ist ja der Herr Greifeneder. . . . kennen Sie mich nicht mehr? . . . Bieder ist mein Name, Karl Bieder —“ Er machte eine tiefe Verbeugung.

Nesi erholte sich von ihrer Ohnmacht. Nur das wilde Gähnen des Herzens wollte nicht aufhören. Heiße Blut war über ihr Gesicht gegossen. Sie fühlte, wie die Wangen brannten. . . . Jetzt begrüßte er Frau Holzmann mit einer höflichen Verbeugung, und die Tante reichte ihm freundlich lächelnd die Hand.

Nun kam er auf Nesi zu. Seine Stimme zitterte ein wenig, als er an die junge Frau die Frage richtete, wie es ihr die ganze Zeit über ergangen wäre. Sein Blick ruhte forschend

auf ihr. . . . Wie schön sie geworden war! Die Gestalt schlanker, das Gesicht feiner, blasser, manchmal von einem zartrosigen Hauch überweht, die vollen, dunkelroten Lippen wie von Künstlerhand gemeißelt — nur die Augen blickten nicht mehr so hell und lachend in die Welt wie ehemals. Es war etwas Scheues, Gedrücktes in ihnen, das ihn besorgt machte. . . .

Sie hatte sich sehr verändert. Aus dem naiven, übermütigen Mädchen war eine stille, verfonnene Frau geworden, die gewiß schon mit den Leiden des Lebens Bekanntschaft gemacht hatte.

„Gut?“ wiederholte er ihre Antwort, „dafür freut mich wirklich. — Ja, in den zwei Jahren hat sich vieles verändert. . . . Wer uns das damals gesagt hätte, was, Frau Greifeneder? Daß wir beide uns in einem eleganten Salon gegenüberstehen werden, das Fräulein Nesi und der Karl Bieder, der arme Teufel, der nichts zum Weizen hatte? . . . Es ist wirklich komisch, wie das Leben einen herumwirft!“ Er lachte auf, Nesi kam es vor, als läge ein bitterer Ton darin.

Die Speisezimmertüre wurde geöffnet. Bieder erhielt den Ehrenplatz zur Linken der Hausfrau, an seiner anderen Seite saß Nesi. Die Unterhaltung drehte sich um die Neuerungen, die Bieder einführen wollte. Frau Holzmann, die ihrem Gaste große Aufmerksamkeit widmete, bat ihn mit gewinnendem Lächeln, doch etwas von seinen Berliner und Londoner Erlebnissen zum Besten zu geben. Sie interessierte sich so sehr für das Lebensschicksal des Herrn Generaldirektors, der's durch eigene Kraft in kurzer Zeit so weit gebracht hätte.

Während er in seiner launigen Weise erzählte, hingen Nesis verträumte Blicke an seinem Munde. Sie hörte gar nicht, was er sagte, sie war bloß in die Betrachtung des Mannes vertieft, an den sich ihre schönsten Jugenderinnerungen knüpften. Die tauchten jetzt alle auf. . . . Wie hübsch er aussah! Die schelmischen Augen noch ganz wie damals, als er sie so von der Seite angeblickt und mit seinen boshaften Bemerkungen gestichelte hatte. . . .

„Und wie is 's denn Ihnen allerweil gegangen, Herr Bieder?“ fragte sie plötzlich.

Nun sah sie seinen Blick auf sich gerichtet. Er kam ihr unsicher tastend vor. „Danke schön, Fräulein Nesi,“ sagte er, „o, Bardon, ich denk noch immer an das Fräulein Nesi, die gibt's ja nicht mehr — aber, ich bin doch froh, daß ich wieder in Wien bin.“ — Sie glaubte in seinen Augen ein seltsames Aufleuchten zu bemerken — „wissen Sie, in der Fremde da draußen, da ist wohl alles schöner und besser und gesünder als bei uns, das steht fest, aber man kommt halt doch gern wieder in diese Narrenstadt zurück, vielleicht gerade deshalb, weil der Mensch nicht immer von lauter Gescheitheit leben kann.“

„Der Herr Brandow hat mir viel von Ihnen erzählt,“ sagte sie leise, „und der Herr Krall auch.“ Sie errötete plötzlich und blickte zu Boden.

„A ja, der Brandow,“ bemerkte er mit seinem feinen Lächeln um die Lippen, „ein prächtiger Mensch! Der hat sie leider auskosten müssen, unsere weltberühmten Wiener Kasperln — da sieht so einer,“ fügte er leise hinzu. „Ich muß Ihnen sagen, Fräulein Nesi — o Bardon, Verzeihung — ich kann nichts dafür, es ist die alte Gewohnheit — also, Frau Greifeneder, mir war's schon recht bang, ich hab mich schon nach den üblichen Kapitaldummheiten gesehnt, wie man sie nur bei uns naturecht zu sehen bekommt. Ein Ausländer weiß das gar nicht zu schätzen, wie wohl das tut, wenn man wieder seine lieben Sumpferln sieht, die's anderswo gar nicht gibt. Sie gehen einem ordentlich ab in der Fremde. Da ist's so langweilig, es geht alles so gescheit; wie am Schnürchen, so trocken.“

Das war ganz der alte Bieder, dachte Nesi lächelnd. Trotzdem er sich das Wienerische ab-

gewöhnt hatte. — Es kam ihr auch zum Bewußtsein, daß sie seit langer Zeit zum ersten Male wieder lächelte. — Er war derselbe geblieben. Das war seine Art, Personen und Dinge so darzustellen, daß man beinahe im Zweifel war, ob er's ernst meinte oder sich über alles lustig machte. . . .

Vinder mußte sich wieder der übrigen Gesellschaft widmen. Die Hausfrau nahm ihn für sich in Anspruch, und außerdem verwickelte ihn Herr Holzmann in ein ernstes, geschäftliches Gespräch, an dem auch Kolb und Greifeneder teilnahmen. Kolb gefiel sich in seiner einflussreichen Protektorrolle und gab Vinder wohlgemeinte Ratschläge über die Art der einzuschlagenden Fabrikation. Die Herren waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie noch immer bei Tische saßen, obwohl man längst abgeessen hatte.

Als die Hausfrau endlich das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab, fuhr Nesi wie aus einem Traum auf. Sie hatte die ganze Zeit in ihren Gedanken bei Vinder verweilt. Wohlgefällig betrachtete sie nun, wie leicht und sicher er sich bewegte und es verstand, für jeden, mit dem er sprach, auch sofort den richtigen Ton zu finden.

Im Salon, in dem man jetzt beim schwarzen Stoffe saß, war sie sehr einsilbig, und Greifeneder mußte sie mehrmals ermahnen, sie solle doch um Himmels willen kein solch fades Gesicht machen und mit dem Herrn Generaldirektor ein bißchen freundlich sein. Was würde er von ihr denken? Sie solle nur die Tante ansehen, wie die es verstehe, einen so wertvollen Gast zu unterhalten, brummelte er ärgerlich auf sie ein, als sie seine Ermahnungen nicht beachtete und still in sich versunken dasaß. . . .

Auf dem Heimwege ging Vinder ein Stück mit ihnen. Es wurde nicht viel gesprochen, Greifeneder trug die Kosten der Unterhaltung fast allein. Die beiden anderen schwiegen. Eine ängstliche Bekommenheit erfüllte Nesi.

Als ihre Wege sich trennten, blieb Vinder stehen.

„Wo wohnen S' denn, Herr Vinder?“ fragte Nesi und sah ihm ins Gesicht, auf das der Vollmond sein silbern blasses Licht warf.

„Vorläufig im Hotel. Ich muß mir erst ein Quartier suchen. Am liebsten möcht ich wieder in die Mollardgasse ziehen —“

Nesi durchzuckte es seltsam. „Wirklich?“ sagte sie. Es klang wie freudige Ueberraschung.

„Im Ernst. Es war so schön. Was macht denn übrigens meine würdige Quartiersfrau, die Wondraschek, die zartfühlende Dame? Hat sie noch immer so ein fixes Mundwerk? . . . Ich muß doch einmal hinschauen, zu ihr und zum Krall.“

Greifeneder lud ihn ein, auch ihnen einmal „das Vergnügen zu schenken“.

Nun ging das Ehepaar wortlos seinem Heim zu. Nesi machte große Schritte, sie wollte bald in ihrer Wohnung allein sein. Die Gegenwart ihres Mannes drückte und quälte sie, heute empfand sie's viel bitterer als sonst.

„Du,“ unterbrach Greifeneder in barschem Ton das Schweigen, „warum benimmst Dich denn wie ein Stoddfisch, was? Warum hast denn nix g'sagt, wie ich den Herrn Generaldirektor einladen hab, ja?“

Sie sah ihn trozig an. „Ja, ja, ichan nich net so blödd an!“ rief er wütend. „Du weißt natürlich von gar nix. Natürlich bin ich der ekelhafte Kerl, der Dich ohne Ursach sekkieren tut. In so ein Fall paßt sich's, daß die Frau ein paar freundliche Worte dazusagt. „Ja, gewiß, Herr Generaldirektor, 's wird uns sehr freuen“ oder halt so was, was den andern eine Freud macht, wo er sieht, daß man ihm a Ehr erweist. . . . Aber natürlich — Du, Du kannst keinen Menschen ein gut's Wort sagen —“

„Wozu hast ihn einladen?“ sagte sie mit leiser Stimme. Ein ängstlicher Schauer ging durch ihren Körper.

„Frag doch net so blödd! Alt g'nug bist dazu, daß D' es einsehst. Weil's nur gut sein kann, wenn man mit 'm Generaldirektor freundschaftlich verkehrt. Aber Du — Du bist schon so eine eingebilddete, stolze Person — weißs D' ihn noch aus der Zeit her kennst, wo er ein g'wöhnlicher Arbeiter war, und Du ein Greiskermadel, genierst Dich natürlich. Und ich sag Dir, ein Arbeiter, der 's zu was bracht hat, is grad so ein Mensch wie jeder andere. In meinen Augen schon!“

„Geh, redt net so g'schwolln!“ sagte sie ärgerlich. Sie wußte nicht, warum ihr seine Worte so dumm und prahlerisch vorkamen.

Er verstummte plötzlich unter dem Eindruck des hohnerrückten, überlegenen Tones. Unwillkürlich verglich sie ihn mit Vinder, dem alles so klug, so schlicht und natürlich aus dem Munde kam.

Als sie zu Hause allein im Schlafzimmer saß, durchbrach die mit aller Gewalt niedergehaltene Erregung die Dämme wie eine Sturmflut, gegen die man vergeblich angekämpft hat. Heiße Tränen stürzten ihr plötzlich aus den Augen, und in lautem, stöhnenden Schluchzen rang sich ihr Weh an die Oberfläche empor. Diese plötzliche Erschütterung hatte ihr müdes, gequältes Herz nicht ertragen können. Nun empörte es sich gegen die Last, die man ihm aufgebürdet hatte, und antwortete mit schmerzlichen Bückungen auf die Vergewaltigung, die es hatte erdulden müssen.

Sie mochte wohl lange so gefessen sein, das Gesicht in beide Hände vergraben. Endlich erhob sie sich und begann sich zu entkleiden. Doch während sie den müden Körper zur Ruhe legen wollte, erwachte erst ihr Bewußtsein zur vollen Klarheit und begann die Geschehnisse dieses Abends deutlich zu überblicken.

Sie vergegenwärtigte sich alles vom Augenblick an, da er ins Zimmer getreten war. Auf das Erscheinen eines Gespenstes wäre sie eher gefaßt gewesen als darauf, daß er kommen würde. Und jetzt erinnerte sie sich auch daran, wie seltsam schmerzlich es sie berührt hatte, wenn er sich mit Frau Holzmann unterhielt. Entsetzt fühlte sie, daß sich die Eifersucht in ihr regte. Der Gedanke, zwischen ihm und irgendeiner anderen Frau könnte es etwas Gemeinsames geben, ließ sie erschrecken.

Täglich wartete sie auf Vinder. Sie wußte, daß er ihr etwas, daß er ihr viel zu sagen hatte. Sie zitterte davor in zaghafter Scheu und freute sich darauf wie ein Kind auf ein gruseliges Märchen, das ihm das Herz pochen macht und die leicht erregbaren Sinne ganz gefangen nimmt. Sie legte sich ganz genau alles zurecht, wie sie ihn begrüßen würde, wenn er käme, was sie sagen würde, wenn er sie das oder das fragte, was für eine Miene sie machen und in welchem Ton sie sprechen sollte. Sie wiederholte sich laut die Worte, die sie gebrauchen wollte, und beobachtete vor dem Spiegel, ob der Gesichtsausdruck gleichgültig genug war.

Wenn draußen die Glocke ertönte, fuhr sie zusammen. Selige Hoffnung umsing sie, doch sie ging im nächsten Augenblick in eine unruhvolle Bangigkeit über, die ihr den Atem stillstehen ließ. Dann sah sie, daß sie sich unnütz geängstigt hatte, und die Bekommenheit machte einer traurigen Enttäuschung Platz. . . . Warum kam er nicht? Ach, er dachte gar nicht an sie, gewiß nicht so wie sie an ihn. Es war töricht von ihr, sich zu quälen. . . .

Die Tage vergingen. Auf Nesis Wangen lag tiefe Blässe. Ein hastiges, zerfahrenes Wesen war in der jungen Frau. Alles, was sie tat, war nur vom Gedanken an Vinder beherrscht. Nun war sie wieder froh, daß er sich nicht zeigte. Sie fühlte, wie sehr sie sich hätte vor ihm schämen müssen. Er würde es ihr ja ansehen, daß sie nicht glücklich war, daß sie Greifeneder genommen hatte, ohne ihn zu lieben. Und gerade von Vinder so durchschaut

zu werden — der Gedanke war ihr unerträglich schmerzlich. . . . Wie würde er sie verachten.

Dabei quälte sie ihr Mann mit seinen ewigen Fragen, ob sie nicht doch den Herrn Generaldirektor einladen sollten, der sich gar nicht bliden lasse. Es schiene, er wolle jetzt als großer Herr gebeten sein. Nesi hörte ihn jedesmal ruhig an, ohne eine Antwort zu geben. So sehr sie sich auch manchmal nach einer Aussprache mit Vinder sehnen mochte, dazu fühlte sie sich nicht fähig, mit ihm in Gesellschaft ihres Mannes über gleichgültige Dinge zu reden. . . .

Vinder überlegte lange, ob er Nesi aufsuchen sollte. Es zog ihn mit aller Macht zu ihr hin. Nun, seitdem er sie wieder gesehen hatte, fühlte er, wie zwecklos es die ganze Zeit gewesen war, sich gegen diese Liebe zu wehren, die viel stärker war als alle seine Auflehnung.

Schon der Auftrag, nach Wien zu reisen, war für ihn eine Freudenbotschaft gewesen, und die Gewißheit, daß er bei Holzmanns Nesi treffen würde, hatte ihn mit sehnsuchtsbanger Erwartung erfüllt.

Nun kam es ihm zum Bewußtsein, daß er Nesi noch immer mit der ganzen Wut seines Herzens liebte, und er fürchtete, er würde nicht imstande sein, seine Liebe vor ihr zu verbergen.

Er nahm sich vor, ihren Anblick zu meiden. Er liebte sie zu sehr, als daß er es gewagt hätte, sie durch ein unbedachtes Wort, das ihm leicht entchlüpfen konnte, zu verlegen. . . . Er hatte doch kein Recht auf sie. Jetzt noch weniger als früher. Denn jetzt war sie die Frau eines anderen. Wozu also heute hervortreten, da es zu spät war? Wäre es damals, wo er von ihrer Gleichgültigkeit ihm gegenüber überzeugt zu sein glaubte, eine Torheit gewesen, heute war es ein Verbrechen. . . .

So beschloß er zu schweigen und kämpfte mit aller Macht gegen die Leidenschaft, die täglich stärker wurde und sich gegen diese unerträgliche Vergewaltigung auflehnte. Oft ertappte er sich dabei, daß er willenlos den Weg zu Nesi eingeschlagen hatte. Dann kehrte er ganz erschreckt um und schalt sich einen Narren und gewissenlosen Menschen. Doch es half nichts. Trotz der vernünftigen Monologe, die er hielt, stand er am nächsten Tage der gleichen Versuchung gegenüber, und es bedurfte großer Widerstandskraft, um ihr nicht zu erliegen.

Allmählich gelangte er dazu, mit seinem Gewissen einen stillen Pakt einzugehen. Nesi absichtlich nicht wiedersehen, das konnte er nicht, eine Begegnung herbeiführen, das durfte er nicht. Er wollte daher weder das eine noch das andere tun und bloß dem Zufall auf halbem Wege entgegenkommen.

Eines Tages suchte er Krall auf. Zu den Abendstunden, dachte er, war vielleicht Nesi bei den Eltern. Während er in der eiskalten Dachkammer saß und mit dem Photographen, der jetzt ein auffallend verträumtes Wesen hatte, alte Erinnerungen austauschte, lugte er immerfort durch die kleinen Scheiben auf den Hof hinaus, als könnte er dort irgendwo Nesi erblicken. Beim Weggehen fühlte er sich verpflichtet, auch bei Frau Wendel einzutreten. Frau Wondraschek und Frau Thomas, die ihn bemerkten, waren auch schon im Laden und begrüßten ihn mit ehrfürchtig stannenden Blicken.

Doch Nesi kam nicht. So versuchte er am nächsten Tage wieder sein Glück. Vor dem Hause sah er aber, daß der Wendelsche Laden geschlossen war, und jetzt erinnerte er sich, daß er heute, am Sonntag, keine Aussicht hatte, Nesi unauffällig zu treffen. Er kehrte daher um, ohne den Photographen zu besuchen.

Von ihrer Mutter, die zur gewohnten Sonntagsjaufe kam, erfuhr Nesi, was für ein seltener Gast gestern bei ihr gewesen war, und daß der Herr Vinder sich sehr nach ihr erkundigt hätte.

Mit hochklopfendem Herzen fragte sie, ob er auch etwas davon gesagt hätte, daß er zu ihr kommen wolle. Sie und der Michel hätten ihn ja eingeladen, aber er hätte sich bisher nicht gezeigt. Die Mutter schüttelte den Kopf. Davon wisse sie nichts.

Am nächsten Tage zog es Mesi in den Baden der Eltern. Vielleicht würde er wiederkommen, dachte sie. Vange Erwartung schwellte ihr die Brust, während sie mit der Mutter über gleichgültige Dinge sprach. Immerfort blickte sie hinaus auf die Straße. Gespannt hielt sie den Atem an, wenn die Glocke klingelte. Umsonst, er kam nicht. . . . Schon wollte sie enttäuscht weggehen, als die Tür langsam geöffnet wurde und Bänder wie im Vorbeigehen einen eiligen Gruß hineinrief. (Fortsetzung folgt.)

## Das technische Moment der Arbeitsschule.

Von Heinrich Pralle.

In letzter Zeit hat die Frage über Wert und Ziel des erzieherischen Handarbeitsunterrichts die Aufmerksamkeit großer Kreise wachgerufen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dieses zu neuem Leben angefachte Erziehungsmittel allmählich den ihm schon seit langer Zeit gebührenden Platz in Schule und Haus\* einnehmen wird.

Um allen zweifelhaften Erwägungen von vornherein aus dem Wege zu gehen, wollen wir uns klar machen, daß wir den Arbeitsunterricht einzuteilen haben: In den Arbeitsunterricht, der das „technische Moment“ betont, und in einen solchen, der „diktatorischen Zwecken“ dient.

Während der erstere sein Hauptziel darin sucht, den natürlichen Tätigkeitstrieb des Kindes in richtige Bahnen zu lenken und wertvolle Eigenschaften und Tugenden pflegt, die dem einzelnen und der Gesamtheit Lebensinhalt bieten, wie sie bisher unserem Gesellschaftskörper fremd waren, so will der letztere sich mit den Gesetzen, Regeln und Stoffen beschäftigen und an den Gegenstand oder das Ding selbst naturwissenschaftliche, mathematische usw. Betrachtungen und Besprechungen knüpfen.

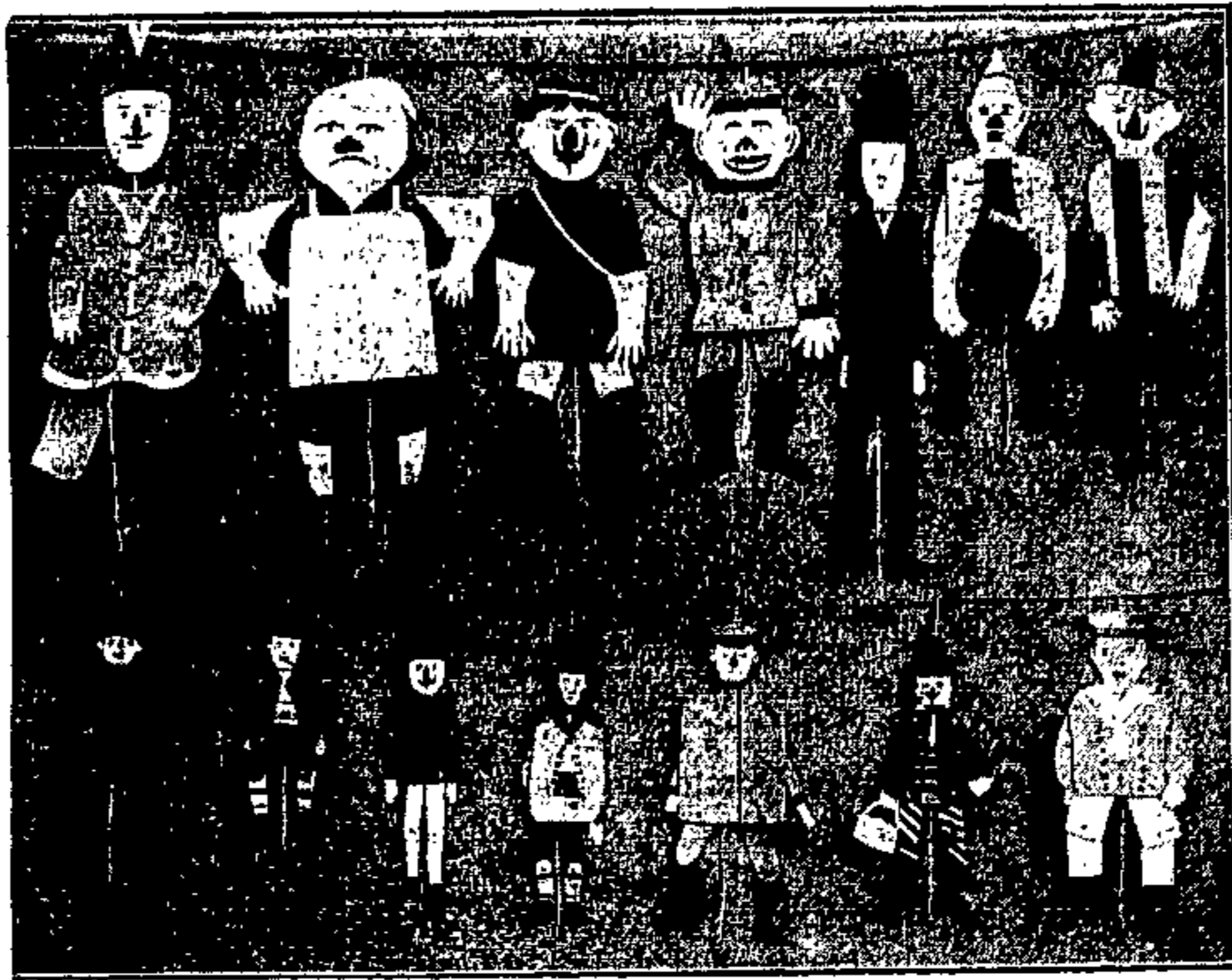
Beide Lehrarten streben nach einem Ziele, der „harmonischen Erziehung“ des Menschen, d. h. den inneren und äußeren, den geistigen und physischen Menschen nicht miteinander in Widerspruch zu setzen. Und das müssen wir in jeder Weise unterstützen.

Wollen wir nun unseren Kindern ein sicheres Geleit zu dieser Lebensfreude und hohe Ziele in sich bergenden Menschenvervollkommnung geben, so haben wir erst strenge Selbstzucht zu üben, wir haben Sorge zu tragen, daß die Lehrtätigkeit zweckentsprechend verteilt wird. Persönlicher Egoismus darf niemals Kulturwege sperren oder schwer zugänglich machen. Die Bezeichnung „Arbeitsschule“ drückt schon unzweideutig aus, daß hier (während der Arbeitsstunde) das technische Moment vorherrschend ist, daß dem Kinde hier, im Gegensatz zur Lernschule, Gelegenheit geboten wird, seinem natürlichen Tätigkeitstrieb nachzugehen, es gilt hier aus allerlei Material

Formen herzustellen, die kleinen Hände an den einfachsten Dingen zu üben und das Auge zum Nichtigsehen zu erziehen.

Wir müssen endlich dazu kommen, uns einmal bewußt zu werden, daß der Handarbeitsunterricht nicht nur allein pädagogischer Vorzüge halber Einführung verlangt, sondern daß dem Kinde die Zeit bleiben muß, in der es aus voller Herzenslust frei schafft, womöglich unbewußt sich selbst bildet. Die Kinderarbeit soll eine Spur des Seelenlebens des kleinen Arbeiters tragen. Dieses kann aber nie geschehen, sofern der Lehrwert zu sehr betont wird, hierin liegt die Gefahr der Unterbindung des persönlichen Wollens und Schaffens.

Die Arbeitsstunde kann überhaupt niemals der Ort mündlicher Vorträge und Erläuterungen sein, hier ist der Platz, wo geschickte Hände reden, wo man Antworten wie Peter Wischer gibt, der das Werkzeug zur Hand nahm und seinen Fragesteller arbeitend belehrte. Wer jemals einer Arbeitsstunde beiwohnte, wird bemerkt haben, daß die Kinder, sofern der Lehrer den Unterricht interessant zu gestalten vermag, von ihrer Arbeit so in Anspruch genommen sind, daß sie mündlichen Erläuterungen nur halbes Ohr schenken, ja unter Umständen gar keine Notiz davon nehmen. Dies dürfte der beste Fingerzeig sein,



Hampelmänner mit farbiger Papierauflage.

daß Tat und Wort stets und ständig getrennt zu lehren sind.

Wollen wir vorurteilslos bestimmen, so sagen wir: dem pädagogisch begabten Kunsthandwerker das Lehramt der Tat, dem seminaristisch gebildeten Pädagogen, sofern er einen Informationskursus des Arbeitsunterrichts durchgemacht hat, das „Wort“ am Naturprodukt und Arbeitsgegenstand.

Beispiele dieser Lehramtsverteilung bieten uns Paris und hier in Deutschland die von Dr. Kerchensteiner in München eingerichteten achten Klassen. In Paris betritt der Handwerksmeister mit dem Pädagogen zusammen die Arbeitsklasse.

Beide Männer sind, einander ergänzend und unterstützend, tätig, die Kinder fürs praktische Leben zu brauchbaren Menschen zu erziehen. In München leitet der Kunsthandwerker den Werkstübchenunterricht und der Pädagoge den Realienunterricht, es hat dort erst einigen Kampf gekostet, nachdem sich aber die Gemüter beruhigt, ist allen Beteiligten, durch Resultate belegt, die Erkenntnis überkommen, daß hier der rechte Weg eingeschlagen wurde. Im gleichen Sinne äußerte sich auch in der Septemberversammlung der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens zu Hamburg der Schriftleiter des „Säemann“, Lehrer Karl Götz, der dem seminaristisch gebildeten Lehrer die

Unterrichtsfähigkeit im Nebenamt absprach, das Kerchensteinerische Prinzip bevorzugend hervorhob und den pädagogisch und künstlerisch begabten Kunsthandwerker als Lehrer des praktischen Arbeitsunterrichts herangezogen sehen will.

Auch glaubt man den Zeichenlehrer hierzu befähigt.

Hier wirkt sich nun die Frage auf: Was hat das Zeichnen mit der räumlichen praktischen Darstellung zu tun? Welche Arbeitsgleichheit bietet Bleistift, Kohle und Papier dem Werkzeug und dem gewachsenen Stoff gegenüber? Wohl ist der Zeichenunterricht beim Arbeitsunterricht unerlässlich, aber bei beiden treten ganz verschiedene Muskelgruppen in Tätigkeit, die jede für sich besondere Ausbildung bedürfen. Auch beschränkt sich der Zeichenunterricht nur auf zwei Dimensionen (bleibt also in der Fläche), während die praktische Darstellung drei Dimensionen behandelt und solcherart in den Raum tritt.

Unter unseren modernen entwerfenden Künstlern, wie Richard Niemeyschmid, Bruno Paul, Heinrich Vogeler usw. wird wohl keiner, trotzdem daß sie mit der Technik, Materialmöglichkeiten usw. eng vertraut sein müssen, behaupten wollen, die praktische Ausführung übernehmen zu wollen. Universalkräfte wie der Engländer William Morris sind Naturroffenbarungen, die zu den äußersten Seltenheiten zählen. So gut unsere Gesamttechnik, mit wenigen Ausnahmen, in der heutigen Produktionsweise Arbeitsteilungen unterworfen ist und geschlossen nach einem Ganzen strebend unter geschickter Leitung Staunenerregendes vollbringt, ebensogut ist bei objektiver Anerkennung eine Teilung und trotzdem nach einem Ziele ringenden Lehrkräften nicht nur möglich, sondern notwendig!

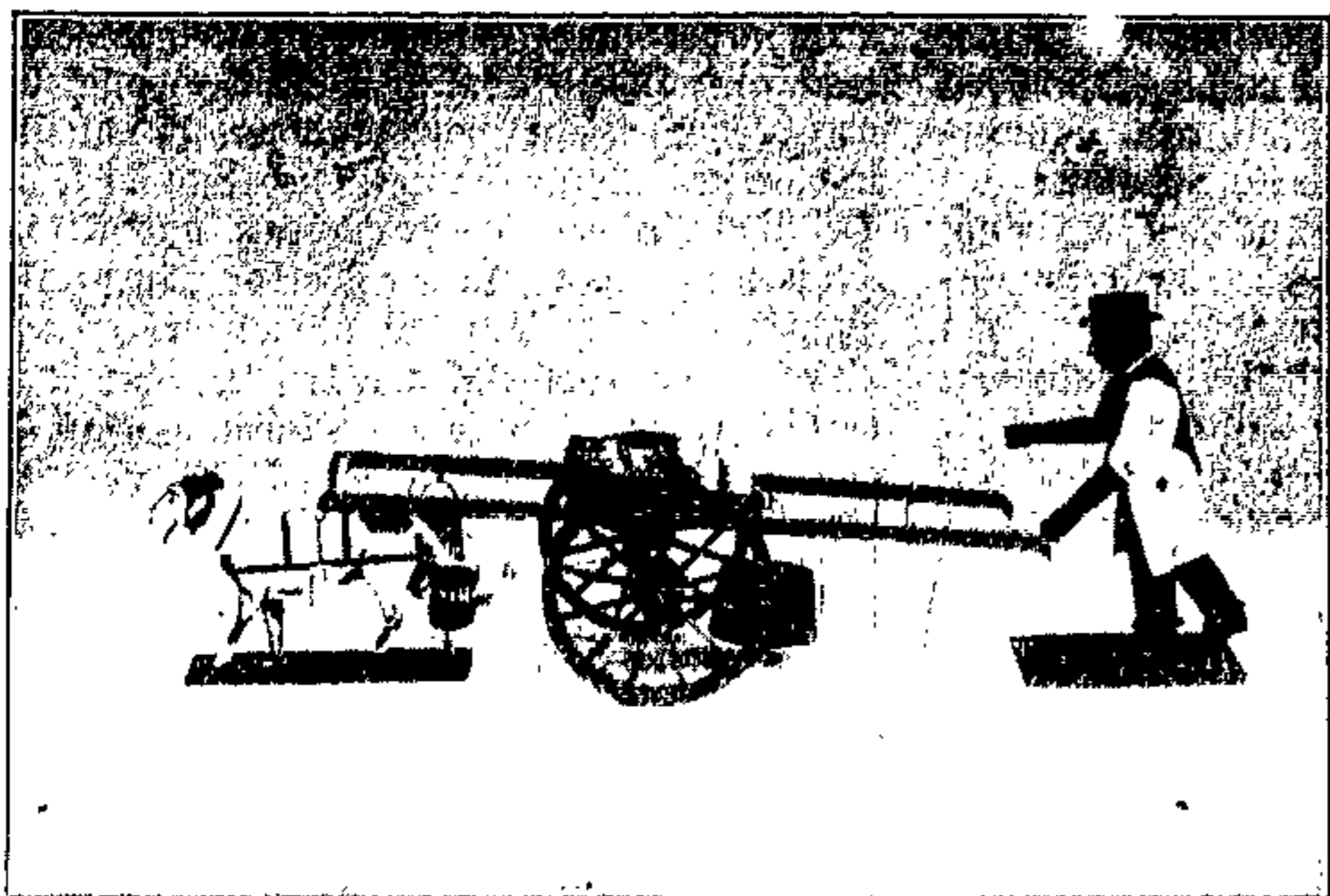
Welche Fülle von Erkenntnissen und Erfahrungen, sei es über Behandlung, Anwendung und Aufbewahrung des Werkzeugs oder Materials, sind beim Unterricht zu übermitteln. Hier kann nur praktisches Werkstattkönnen fruchtbringende Lehren erteilen. Eine das Werkzeug betreffende Hauptfache ist das Schleifen und Instandhalten desselben; dieses geschieht in den meisten Schülerwerkstätten durch besonders hierzu herbeigezogene Fachleute. Welche Erfahrungen und Lehren gehen dem Schüler durch Unterlassung der Selbstaussführung hierbei verloren? Auch ist diese Arbeit dazu angetan, dem Schüler Ordnungssinn zu übermitteln; er muß dazu erzogen werden, sein Werkzeug mit Liebe und Sorgfalt zu behandeln.

Das Schleifen der Schneiden sowie das Härteverhältnis des Schleifmittels zu dem zu schleifenden Werkzeug bieten eine Quelle hochwertiger Beobachtungen, die dem Arbeitsunterricht nicht entzogen werden dürfen. Solch ein eingehendes praktisches Wissen ist aber nicht so nebenbei zu erlernen, sondern erfordert jahrelange Übung, um hierüber zu lehren, d. h. vom eigenen Können anderen mitzuteilen.

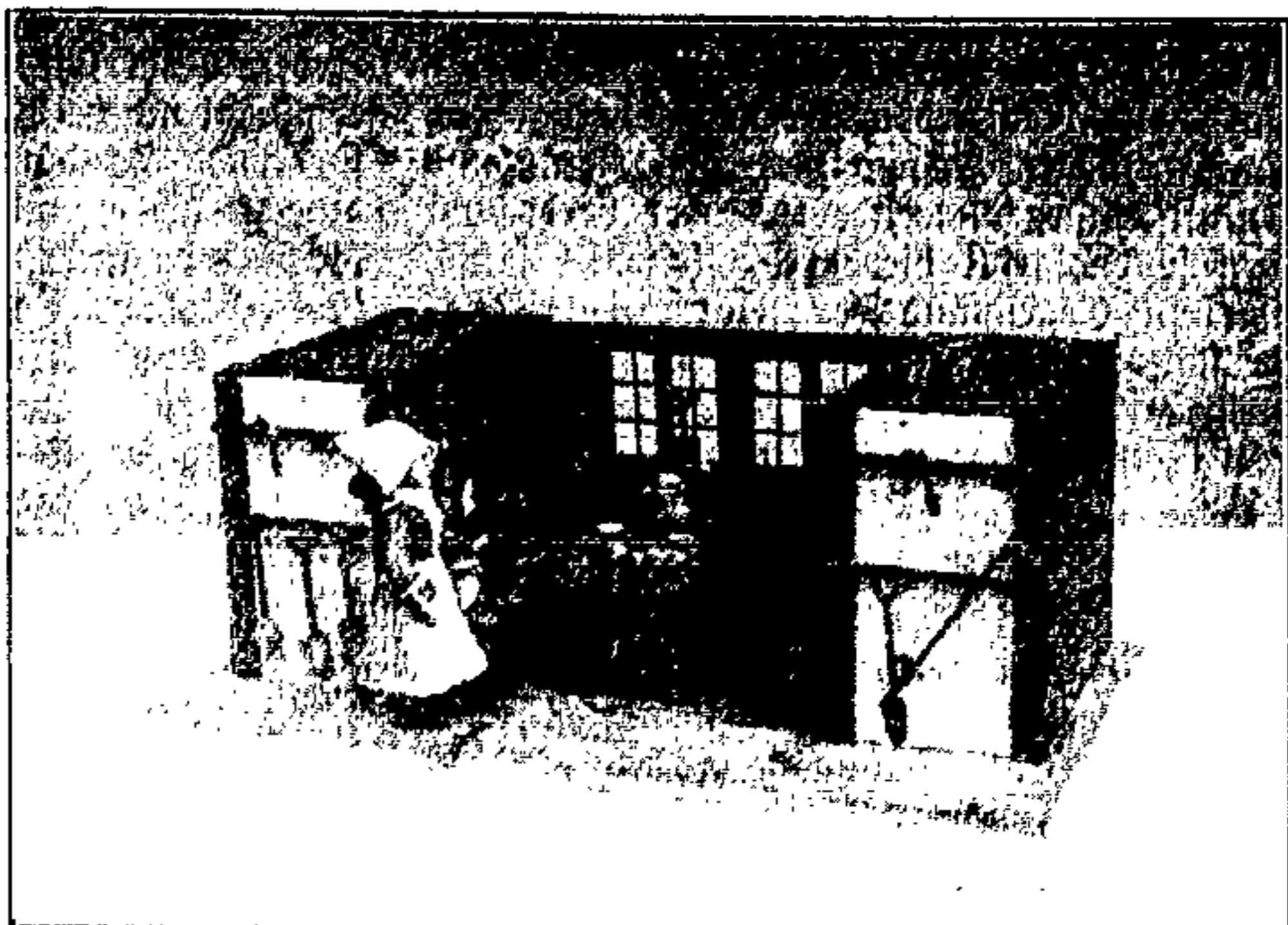
Ein weiterer hochinteressanter Punkt ist die Art des Faserschliffs im bezug zur Materialhärte usw. Hier treten Gesetze in Kraft, die nur der erfahrene Techniker abzuwägen vermag, den Blick des Schülers aber ungemein erweitern.

Auch die Anwendung und Behandlung des passiven Werkzeugs, wie Hobelbank, Schraubzwinge, Schraubknecht, Wock, Stütze, Preßbengel usw. sowie die in der Konstruktion bedingten physikalischen Gesetze müssen praktisch übermittelt werden, wenn die Arbeitsschule ihren Aufgaben gerecht werden soll.

\* Der Mutter werden beherzigende Fingerzeige gegeben von Heinrich Schulz in dem Buche: „Die Mutter als Erzieherin“ (Dietz Nachf., Stuttgart). Mehr für die Allgemeinheit geschrieben ist die Schrift Robert Seidels: „Die Handarbeit“ (R. Lipinski, Leipzig). Beide Bücher können wir nur bestens empfehlen. D. Red. d. „N. W.“



Hamburger Milchmann.



Silddeller.

Wie unscheinbar und inhaltlos erscheint uns die heutige Lernschule im Vergleich zu dem unendlichen Reichtum praktischer Lehren der Arbeitsschule. Betreten wir nur das Gebiet des Materials und prüfen dasselbe auf Eigenschaften, Gewinnung und Verwendung usw., so muß der hartgefottneste Verteidiger der alten Lehrmethode verstummen.

Es kann hier nicht der Platz sein, auch würde es zu den Unmöglichkeiten zählen, selbst nur die bekanntesten Materialien namentlich aufzuzählen, geschweige denn über Gewinnung usw. etwas zu sagen. Allein die örtliche Verwendung und der Einfluß von Licht, Luft und Wasser auf dieselben bietet Anlaß, ganze Bände zu schreiben.

Alles das muß der Handwerkskünstler unserer Tage wissen, denn nur durch die Arbeit selbst lernt man das Wesen, die Seele und den Charakter des Materials kennen.

Man richtet voller Hoffnungen den Blick auf eine neue Schulreform. Sollten wir wirklich einmal eine obligatorische Arbeitsschule bekommen, so wissen wir noch nicht, ob eine unumschränkte persönliche Lehrfreiheit damit verknüpft ist; nichts ist hemmender, als ein aufgedrungenes Schema, die Zukunftsschule duldet keinen bürokratischen Druck, wenn sie im Sinne unseres modernen Weltens die kommende Generation befruchten soll.

Wollen wir edle Menschenqualitäten bilden, so kann dieses nur durch persönliche Initiative geschehen. Treibend und gesund wirkend betätigen sich Privatlehranstalten, da von hier aus

manch nachahmungswerte Anregung gegeben wird.

Wir lassen nun nach Möglichkeit einmal alle didaktischen Erwägungen beiseite und betrachten, inwieweit das „technische Moment“ allein schon Vorteile für unsere Jugenderziehung bietet.

führte Arbeit niemals eine mechanische sein kann, sondern daß der Geist hierbei regen beteiligt sein muß.

Demoor sagt: „Die Handarbeit weckt die Initiative, setzt die wesentliche Tätigkeit des Geistes, Aufmerksamkeit und Willen in Bewegung und befördert die regelrechte Aeußerung des Willens. Sie ist also ein wirkliches Werkzeug für die Bildung der Intelligenz und die dauernde Befestigung der Kenntnisse im Gehirn.“

Alles Streben, alle Beispiele, gegeben von den Besten unserer Tage, werden immer nur einen kleinen, gut vorbereiteten Kreis erfassen, sofern nicht die Einsicht einzieht, daß der Boden, und ganz besonders der jungfräulich reine Boden unserer Jugend von Grund auf frisch zu beackern ist, um eine Neukultur aufbauen zu können. Man klagt und jammert über Entartung und Unbildung aller Gesellschaftsklassen und doch kann man sich nicht dazu entschließen, das Uebel an der Wurzel zu erfassen: es fehlt anscheinend Erkenntnis und Willenskraft. Hierbei wird die Arbeitsschule, wenn wir sie auch nicht als das Evangelium betrachten wollen, wesentliche Dienste leisten. Das kommende Geschlecht wird unter dieser Lehrform physisch, geistig, sozial und moralisch erstarren.

Das technische Moment ist unbestritten das erfolgreichste Mittel, dem natürlichen Tätigkeitstrieb die richtigen Wege zu zeigen, auf dem das Kind einer freudreichen Zukunft entgegengeführt werden kann. Dem Kinde ist es ganz gleich, ob es den Gegenstand formt und zusammensetzt oder

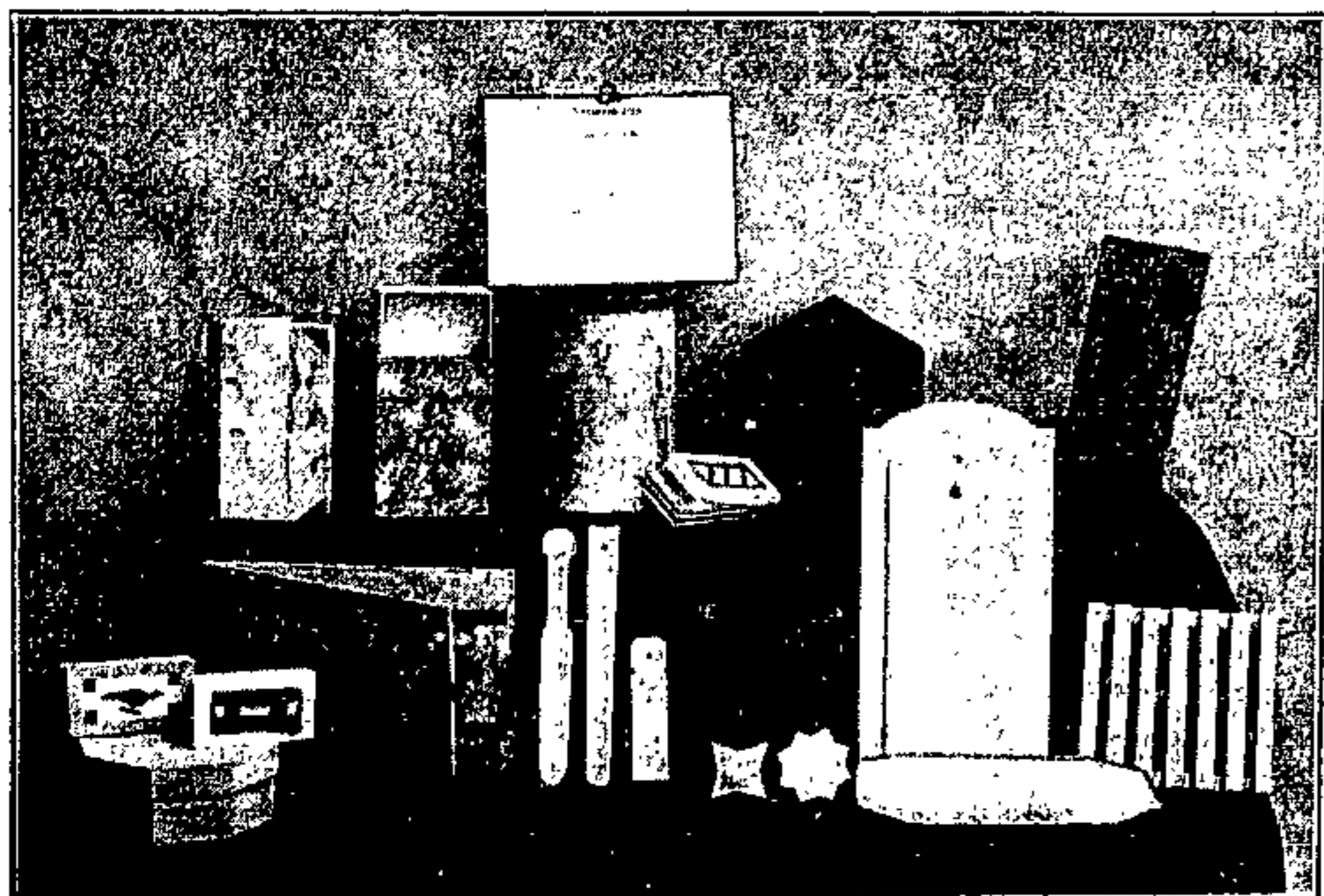


Hamburger und Schleswig-Holsteinische Trachten. (Farbige Papieraufgabe.)

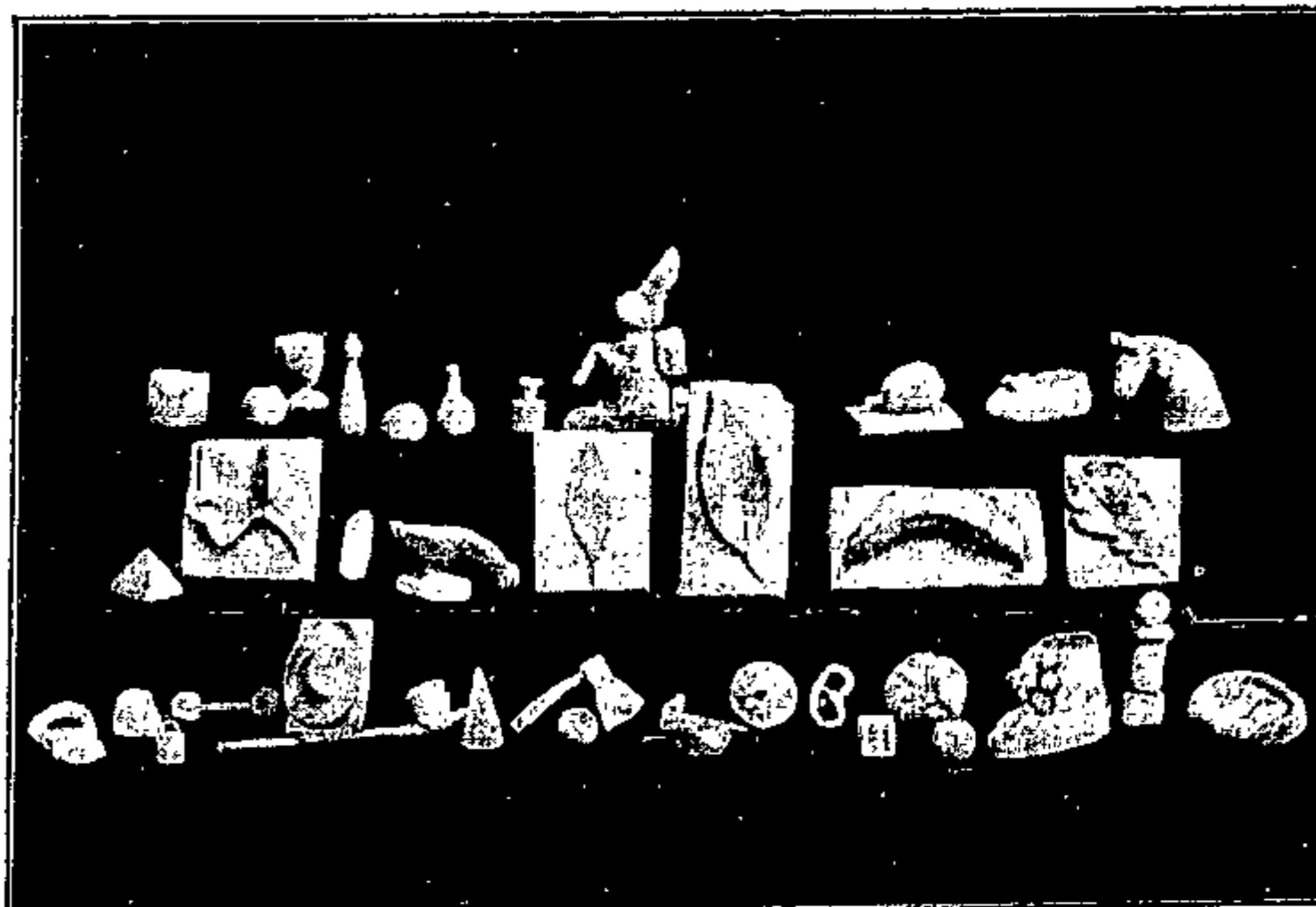
Die Leipziger Schülerwerkstätten führen einen inhaltvollen Wahlspruch, der lautet:

Bilde das Auge, übe die Hand!  
Fest wird der Wille, scharf der Verstand!

Hierin ist unzweideutig ausgedrückt, daß eine wohlgedachte, von den Händen ausge-



Papp- und Holzarbeiten.



Tonarbeiten.

zertrümmert, schon die Umwandlung der äußeren Gestalt reizt es zu allerhand Versuchen und Tätigkeiten. Nach jedem Erwachen bringt das Kind dem neuen Tage einen Teil Kraft und Latenzlust entgegen, welche tagsüber verbraucht werden sollen; fehlt hierbei die leitende Hand, so ist kein Gegenstand vor seinem Tätigkeitstriebe sicher; man spricht dann gern von ungezogenen Kindern, ohne die eigene Ungezogenheit zu kennen. Goethe sagt schon:

Man könnt' erzogene Kinder gebären,  
Wenn die Eltern erzogen wären.

Mit wieviel Unkenntnis die Erziehung in Schule und Haus betrieben wird, zeigen uns die teilweise bis zur Brutalität gesteigerten Eingriffe in den Entwicklungsgang des Kindes; aller Vernunft zum Hohn zwingt man die Kleinen in Fesseln, die mit den natürlichen Daseinsbedingungen gar nicht in Einklang zu bringen sind. Derselbe materielle Egoismus, der die Gänse in dunkle Ställe sperrt, ihnen das Wasser entzieht und die Rudel als Futter gibt, um nur eine recht große Leber zu erzielen, derselbe Egoismus zwingt das Kind in die Stube zum Lernen, entzieht ihm die schönsten Augenblicke seiner Kinderzeit, nudelt es mit allerhand Wissen, um später eine sogenannte bessere Stellung für sein Kind zu bekommen. Von der Wiege an beginnt das Drillen für den Stand und Beruf, ob Befähigung und Veranlagung vorhanden, wird selten geprüft. Von einem Arbeitsunterricht will niemand etwas wissen. Die Handarbeit wird geflohen, man sieht es als eine Degradation, als eine gesellschaftliche Entgleisung an, wenn ein Mitglied der Familie seinem Berufe in blauer Bluse nachgeht. Hieraus ergibt sich das Resultat unserer bisherigen einseitigen Erziehung am besten, die Fühlung mit dem praktischen Leben kann niemals bestanden haben. Der Pulsschlag, der Lebensnerv unseres sozialen Lebens ist den weitesten Kreisen unbekannt. Diese klagende Binde soll der Handarbeitsunterricht ausfüllen. Die kommende Zeit hat Menschen nötig, die Tatkraft und Ausdauer als vornehmste Eigenschaften zieren. Das technische Moment wird uns schaffensfrohe, willensstarke Menschen erziehen. Es wird zur Kulturforderung, daß wir wieder lernen, den notwendigsten Gegenstand schön zu gestalten. Auge und Hand werden befähigt, das Gerät und Haus, Straße und Plätze aus dem Zweck und Materialmöglichkeiten heraus zu formen, zu bauen und anzulegen. Kunst und Handwerk werden wieder heimische Ausdrucksweisen in alle Dinge legen. Kein Gegenstand, sei er noch so bescheiden, darf unter dem Werkzeug hervorgehen, ohne selbst in der Beschränkung von Zweck und Schönheit zu erzählen. Der Mittel des Arbeiters muß ein Ehrenkleid, die Werkzeuge unsere Waffen im wirtschaftlichen Kampf werden.

Das technische Moment der Arbeitsschule soll die Söhne und Töchter aller Stände Achtung vor der Handarbeit lehren. Die Selbstbetätigung soll Werte schaffen und erkennen lassen, nur so ist eine Kulturarbeit, wie sie heute von ersten Persönlichkeiten und Künstlern angestrebt wird, in den großen Volkskörper zu leiten.

In der Jetztzeit hat der Spekulant noch 90 Proz. des laufenden Publikums als ertragreiche Domäne für sich. Der werktätige Arbeiter hat unter dem Unverständnis und der Unbildung des Konsumenten zweifellos mehr zu leiden als unter der Gewinnjucht des jeweiligen Spekulanten. Die Anspruchslosigkeit auf ehrliche Arbeit, die aus der Verbildung von Arm und Reich hervorgeht, ist der Urquell der Demoralisierung des modernen Arbeiters. Wollen wir unsere Kinder aus diesem unheilvollen Chaos befreien, wollen wir ihnen einen Kulturaufstieg ermöglichen, dann müssen wir den Handarbeitsunterricht fordern!

Physisch wird das Kind gesunden, weil der Arbeitsunterricht naturgemäß ist: dem Kinde erschließt sich bei der körperlichen, die Gesundheit fördernde Handarbeit eine Welt von Wunderdingen, die es mit Freude erfüllen. Hier gilt die Freude mehr als beim Ausdruck des sinnlichen Wohlergehens, die Freude, die beim Gelingen einer Tätigkeit erregt wird, ist ein Zeichen, ein Vorgang des Seelenlebens und dient der physischen und sittlichen Erstarbung.

Geistige Nahrung erhält der kleine Arbeiter, weil die Handtätigkeit dem Geiste unausgesetzt neue Erkenntnisse und Beobachtungen zuführt, die ihm selbst der bestgeleitete Anschauungsunterricht nicht übermitteln kann.

Der Nationalökonom Adam Smith sagt: „Des Menschen Geist bildet sich an seiner Arbeit.“

Sozial lernt das Kind handeln bei vor kommenden Gemeinschaftsarbeiten. Hierbei erkennt es, daß unser Zusammenleben Pflichten und Rücksichten fordert, daß der Mensch vom Menschen abhängig und auf gegenseitige Hilfe angewiesen ist, daß jeder an seinem Platze einen Teil des großen Wertes ausmacht.

Moralische und sittliche Vorteile erwirbt das Kind durch die Handarbeit, weil diese es auf die Bahn des Guten führt und somit schlechte Regungen im Keime ersticht. Schon Emile Zola sagt: „Wer arbeitet, ist gut.“

Ohne Fagen dürfen wir der Arbeitsschule einen glänzenden moralischen Sieg über die heutige Vernunftschule prophezeien. Ganz besonders an dieser Stelle setzt der Arbeitsunterricht große Umsicht und Geschicklichkeit des Unterrichtenden voraus, nicht strenge Disziplin und Lehrformen des Lehrers führen hier zum Ziele, sondern Freundlichkeit, Liebe und Güte des älteren Arbeitskameraden vollbringen hier oft Wunderdinge.

Ein weiterer unschätzbare Nutzen liegt in der mit dem Handarbeitsunterricht verbundenen künstlerischen Erziehung. Die Besten unserer modernen Kunstanschauung werden zu Predigern in der Wüste, sofern ihnen nicht ein kunstempfindliches Volk zugeführt wird. Hierin leistet der Handarbeitsunterricht Pionierdienste.

In der Arbeitsschule wird eine große Gemeinde vorbereitet werden, die den Werken der Kunst und des Handwerks stille Bewunderung entgegenbringen wird. Dann wird man empfinden, wie man das Leben verschönt und vertieft, solche Zukunftsbilder setzen naturgemäß neue Lebensformen innerhalb unseres Gemeinwesens voraus.

Die beigelegten Abbildungen zeigen Arbeiten des kindlichen Spiels bis zum Gebrauchsgegenstand der gebotenen Arbeit. Nach Möglichkeit suche ich meinen kleinen Freunden begreiflich zu machen, daß jede Arbeit einen Zweck und Nutzen in sich bergen muß. Bestimmt zu dieser Maßnahme bin ich durch praktische Wahrnehmungen geworden, die mir zeigten, daß nur sogenannte Übungsstücke nicht den Arbeitsreiz in so hohem Grade wachrufen, wie eine Arbeit, die einem Zwecke dienen soll.

Die Abbildung „Hampelmänner“ dürfte manch Verbildetem ein Nasenrumpfen abnötigen, ihm ist der seelische Inhalt kindlicher Schaffensfreude unbekannt; dem Eingeweihten dagegen erzählen die strahlenden Augen, die geröteten Wangen des kleinen Arbeiters, was in seinem Innern vorgeht, wenn er an seinem Handwerk die Schnur zieht, die, die für das Kind so lehrreiche Verknüpfung, Arme und Beine des Hampelmannes in Bewegung setzt. Hiermit ist aber der Gesamtgewinn noch nicht erschöpft, es wäre doch nur die Freude am technischen Gelingen, nein, hierzu gesellt sich die Schöpferfreude, denn die Hampelmänner sind, wie die Verschiedenheit der Abbildung zeigt, Gedächtniszeichnungen meiner Schüler.

Eine andere Abbildung zeigt eine Gruppe Hamburger und Schleswig-Holsteiner Volkstrachten. Hierin liegt ein Stück Heimatkunde, oder besser gesagt, vaterländische Trachtenlehre intensivster Natur. Gezeichnet sind diese nach Originalkostümen in Hamburger und Altonaer Museen und später in der Werkstatt in farbigem Papier ausgeschnitten und aufgeklebt.

Wir hätten hier, ohne den Lehrwert besonders hervorzuheben, ohne aufdringlich zu sein, dem Kinde durch das technische Moment lehrreiche Vorteile zugeführt.

Unser Bild: „Der Hamburger Milchmann“ ist eine charakteristische Type hamburgischer Straßenlebens. Es ist angefertigt von zwei Knaben im Alter von 12 und 18 Jahren, von den Schülern auf der Straße gezeichnet und in Holz gearbeitet. Es ist nur ein Stück Spielzeug, und doch sind bei der Herstellung unzählige Abmessungen, Beratungen und Anordnungen zu treffen, um zum Ziele zu gelangen.

Man möchte fast behaupten, daß das Kind ohne Vorkulung öfter instinktiv geometrische Anordnungen und physikalische Gesetze anwendet, die uns erstaunen machen. Man hat es hier zweifellos mit einer Erscheinung zu tun, wie wir sie bei dem Urmenschen, dem Kinde unserer Kulturgeschichte beobachten konnten, z. B. bei Anfertigung der ersten Werkzeuge; hier spürte doch, um die Schlagkraft der Keule, des Hammers und des späteren Steinbeils darzustellen, der erste Mensch unbewußt physikalischen Gesetzen nach. Wenn wir nun bedenken, daß derzeit noch keine Schule und Wissenschaften existierten, so kommen wir zu dem logischen Schlusse, daß allem Wissen immer die Tat vorausgeht.

Eine andere Abbildung stellt einen „Siddelfer“ erkerartigen Ausbau der Ostfelder Diele im Altonaer Museum dar, gezeichnet und in Holz gearbeitet von Knaben im Alter von 10—14 Jahren. Bei dieser Arbeit dringt der Schüler in das Leben und Treiben des niedersächsischen Bauern ein; er lernt das Bauernhaus in seiner Bauart und Raumverteilung kennen. Es lassen sich von hier aus lehrreiche Beobachtungen über den Entwicklungsgang, Bergewaltigung von Form und Zweck in bezug auf das Mietshaus und sein Hausgerät anstellen. Zur rechten und linken Seite des Siddelfer sind die im Norden heimischen Kastenbetten eingebaut. Die hochgelegenen Kleinrautigen Fenster schließen den Raum nach außen ab und geben ihm das Gepräge des Intimen. In den Fensterecken hängen die langstieligen Ofenwärmer, welche beim Gebrauch mit glühenden Holzkohlen angefüllt werden. An den Längsseiten stehen trübenartige Sitzbänke, zwischen diesen ein derber, gut konstruierter Tisch; alles trägt den Charakter der Seßhaftigkeit. Draußen an der weißgetünchten Dielenwand hängen die Geräte für Ackerbau und Torfstich. Die im Vordergrund stehende Ostfelderin, der Blumentopf sowie das Trinkgeschirr sind in farbiger Plastilina freihändig modelliert. Solche Beschäftigungsarbeiten sind dazu angehtan, praktische Kulturgeschichte zu betreiben.

Dann bringen wir noch Abbildungen von Arbeiten in Ton. Das Formen und Modellieren ist anerkannt das beste Mittel zur räumlichen Darstellung. Kinderhände von 6—14 Jahren waren hierbei tätig. Hammer, Beil, Stiefel, Schuh, Osterhase, Pferdekopf usw. sind freihändig nach dem Gedächtnis modelliert, während Früchte, Blätter usw. nach Naturprodukten dargestellt wurden. Eins unserer Bilder zeigt eine Zusammenstellung von Papp- und leichten Holzarbeiten; bei dieser Arbeitsart wird schon ein hoher Appell an die Ausdauer und Willenskraft des Kindes gestellt. Der Grundsatz, sofern er erzieherisch wirken soll, kann hier nur heißen: Echte Stoffe, echte Form und echte Arbeit. Der Schüler fertigt eine einfache Werkzeichnung in

klein an. Form und Maße sucht er dem Zwecke entsprechend möglichst selbst aus, um der Arbeit den Reiz des Persönlichen nicht von Anfang an zu rauben. Nach Fertigstellung wird Materialverbrauch, Arbeitszeit sowie die Kosten berechnet.

Die Papparbeit ist ein ungemein schwieriges Gebiet, weil man hierbei leicht Gefahr läuft, aus reiner Unkenntnis Imitationen zu verarbeiten und so dem Prinzip entgegenarbeiten würde.

Da aber echte Bezugspapiere den Unterricht verteuern würden, so fertigen meine Schüler die meisten Papiere eigenhändig an (Meistermarmorpapiere), eine reizende Technik, die bei einiger Handgeschicklichkeit und ausgeprägtem Farbensinn es gestattet, Papiere von künstlerischem Werte herzustellen.

Fassen wir das Gesamtgebiet der Arbeitsmöglichkeiten für Kinder zusammen, so erkennen wir, daß neben der Förderung der Handgeschick-

lichkeit auch der Blick auf das Schöne gerichtet wird und das technische Moment somit auch der künstlerischen Erziehung wertvolle Dienste leistet.

Im Interesse unserer Gesamtkultur hat die Schule neben dem allgemeinen Wissen dem Kinde auch ein gewisses Maß von Können zu übermitteln. Dieses zu fordern ist Pflicht des höchsten Beamten sowie des schlichtesten Arbeiters, so verlangt es die naturgemäße Erziehung. —

## Die elegante Freundin.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

(Schluß.)

Lisbeth kam aus der Bewunderung nicht heraus über dieses Mädchen, das jeder im Geschäft für dumm gehalten hatte, und das jetzt, seine Maulfaulheit ablegend, wie ein Professor redete. . . Und schon seit dreiviertel Jahren ging diese Lucie stehlen! . . . Sie hatte schon Gott weiß was gemaußt in dieser Zeit! Goldsachen, Pelze, Spitzen und Seidenstoffe, Schuhwerk, Kippfächer und Wäsche, optische Gegenstände und photographische Apparate, Lampen und Tafelaufsätze . . . überhaupt alles, alles, alles! . . . Sie war ein Genie in ihrem Fach, ging einfach an den Gegenstand, der ihr ins Auge stach, heran, nahm ihn; und wenn sie ihn nicht in ihre Diebestasche unterm Kleiderrock oder Mantel unterbringen konnte, so hatte sie die Frechheit, sich das Papier oder einen Karton zum Einpacken gleich mitzubringen! . . . Eine Meisterin war sie im Abpassen des rechten Moments und — dessen rühmte sie sich am meisten — noch nie hatte man sie, deren verderbliches Wirken doch sicherlich zu spüren war, irgendwo abgefaßt! . . . Noch niemals! . . . Und man würde sie auch nicht abfassen! . . . Das würde keinem gelingen! . . .

Wie die Große, Hellblonde das alles leise, aber eindringlich ihrer Genossin ins Ohr flüsterte, lag ein so siegesicherer Ausdruck in ihrem Gesicht, daß Lisbeths Absichten, der schon im Schwinden war, sich mehr und mehr in eine, wenn auch noch mit Furcht gemischte Bewunderung wandelte. . . .

„Und siehst Du“, Lucie legte ihre kühle Hand auf Lisbeths fieberklopfende Finger, „Du sollst mir helfen! . . .“

Die Trägerin schrak zurück. Dann schüttelte sie energisch den Kopf, konnte aber aus ihrer beklommenen Brust kein Wort heraufbringen.

„Doch!“ die Große nickte mehrmals, „Du wirst mir helfen! . . . Ich verlange ja gar nichts Unrechtes von Dir! . . . Sieh mal, ich brauche doch einen, der mich deckt, verstehst Du? Der sich vorstellt, wenn ich zusasse, und der mich warnt, wenn Lampen da sind, das heißt, wenn die Kriminalbeamten kommen — in den großen Geschäften stehen nämlich immer solche Quatschköpfe 'rum — wenn die kneiften! . . . na, hingeh'n heißt das! . . . Du verstehst doch aber auch rein gar nichts!“ setzte sie beinahe ärgerlich hinzu. „Also siehst Du bis jetzt hat meine Mutter die Wand gemacht, aber die siehst zu mich aus! . . . Man sieht ihr zu sehr an, daß sie schon „B“ jehabt hat . . . „B“ heißt Buchthaus, Du kleiner Affe, das kannst Du doch denken! . . . Mit Dir wird es noch mal so schön geh'n, besonders wenn Du erst 'ne passende Kluff hast!“

Lisbeth wirbelte der Kopf. Ihr Gefühl sagte ihr klar, daß da sich ein Weg vor ihr auf-tue, auf dem sie auch nicht einen Schritt weitergehen dürfe. Aber ihr Verstand fing schon an, an dieser Wahrheit herumzudeuteln: sie tat doch eigentlich selbst nichts dabei! . . . Sie würde sich schon hüten! . . . Lieber wollte sie ja

trocken Brot essen! . . . Aber bloß dabei sein und dafür die Hälfte abbekommen? . . .

Lucie nahm jetzt aus ihrer vergoldeten Börse zwei Zwanzigmarkstücke und schob sie Lisbeth hin. Fassungslos starrte die Trägerin sie an.

„Das ist Dein Teil“, sagte die Große, „achtzig Mark bekomme ich mindestens für die Spitzen! . . . Und wenn Du die Schante, die Verkäuferin, nich in'n Gespräch verwickelt hätt'st, dann hätt' ich den Griff doch nie machen können! . . . Das is ja gerade das Schöne, daß Du so unschuldig aussiehst! . . . Dir traunt keiner was Schlechtes zu! . . .“

Lisbeth kämpfte verzweifelt. . . . Die Tränen saßen ihr im Hals. Aber je mehr sie sich gegen die Annahme des Goldes sträubte, desto mehr drängte die Versucherin, und am Ende waren die Goldstücke in dem Portemonnaie der Dunkelblonden.

Dann trennten sich die beiden Mädchen. Aber noch lange Zeit klangen Lucies letzte Worte im Herzen der Trägerin nach.

„Mit jenesen biste ja doch schon mal! Du kommst's auch nicht mehr drauf an wie oft!“ . . .

Ja, sie war dabei gewesen, wie die andere stahl, aber sie hatte doch keine Ahnung gehabt von dem, was Lucie vorhatte . . . Und wenn sie wieder mitging . . . nein, nein, sie wollte nicht! . . . Aber dann mußte sie das Geld wiedergeben! . . . und sonst bekam sie mehr, immer mehr! . . . und sie selbst, sie brauchte ja nicht stehlen! . . .

Von all dem inneren Zwiespalt ganz nervös, kam sie nach Hause. Die beiden jüngeren Schwestern, von denen die eine Nurbelstepperin war, die andere noch lernte, zogen sich eben an, sie wollten ins Konzert gehen. Der Junge, mit seinen vierzehn Jahren schon ein großer Mensch, saß in der Küche und hieb mächtig in eine Portion Pratkartoffeln mit Birritchen ein. Er mußte als Lehrling in einer großen Montagewerkstatt schon tüchtig zusassen, da war er des Abends auch rechtshaffen hungrig. Die Mutter, bereits mit silbernen Haaren an den Schläfen, saß dabei und freute sich über den gefundenen Appetit ihres Jungen. Sie hatte sich ihr ganzes Leben lang redlich gequält und war immer arm, aber auch immer ehrlich gewesen. Das war ihr bescheidener Stolz! . . .

Und Lisbeth, die all die ihr so lieben Menschen heimlich betrachtete, der wurde von neuem angst. . . . Wenn sie und die Lucie doch einmal Unglück hatten, wenn sie ins Gefängnis kamen, sie konnte sich ja nie wieder sehen lassen vor ihrer Familie! . . . Und Emil . . . war er denn schon hier gewesen? . . . Sie fragte die Mutter. Die schüttelte ihren Kopf.

„Was haste bloß mit dem, Mädel? . . . Hier war er, aber gleich wieda fort'gangen is er . . . un war sehr fuchtig! . . .“

Das ärgerte Lisbeth. Bikiert sagte sie: „Kann wohl nich 'n bißchen warten! . . . Na, meinetwegen! . . . Meinetwegen kann er bleiben, wo er will, ich kriege noch 'n andern! . . .“

Und damit ging sie ins Hinterzimmer und leate sich hinter den großen, grünen Wandschirm schlafen. Der Mond schien ins Zimmer. Lisbeth zündete gar kein Licht an. Dann weinte sie heimlich in die Kissen. Aber der Schlaf, den ihre arbeitame Jugend doch schnell herbeizauberte, war voll böser Träume. Sie sah sich verfolgt, gefangen und erwachte früh in Schweiß gebadet.

Die Mutter brauchte sie heute nicht lange zu wecken und sie war an diesem Morgen beinahe die erste in der Fabrik. Während des Tages arbeitete sie sieberhaft, aber die schweren, sorgenvollen Gedanken ließen sich darum doch nicht bannen. Der Feierabend kam ihr viel zu früh, und solange sie auch beim Umkleiden zögerte, schließlich mußte sie doch hinunter auf die Straße.

O, wie flogen ihre blauen Augen voraus, ob die Erwartete und Gefürchtete wieder da wäre! . . . Als sie an der Ecke der kleinen Gasse kam, trat plötzlich jemand hinter dem Hause hervor. Lisbeth erschrak mächtig. Aber dann mit einem Aufjauchzen, das ihr ganzes Herz befreite, sagte sie:

„Ach Emil, Du bist's! . . .“

Er nickte.

„Ich muß doch mal sehen, mit wem Du jetzt Deine Abende so interessant verbringst, daß für Deinen Bräut'gam gar nichts mehr übrig bleibt! . . .“

Nun lachte sie hell auf. Ihr ganzes Gesicht war voll Sonne, in keiner Gut fühlte sie sich plötzlich stark und sicher. Und auf einmal kam ihr wie eine Pflicht, der sie sich nicht entziehen konnte, der Gedanke, ihm alles zu sagen. Anfangs noch beklommen, dann immer sicherer, auf seine Güte und sein Verstehen fest vertrauend, kam das aus ihr heraus, was sie allein nicht länger tragen konnte. Wie sie an die beiden Geldstücke kam in ihrer Erzählung, holte sie rasch ihr Portemonnaie hervor und händigte ihm das Geld ein, der es, noch ganz bestürzt und überrascht, in der Hand behielt.

Dann sagte er, ihren Arm an sich drückend und ihr fest in die Augen sehend:

„Ich gehe heut noch zur Polizei und gebe das Geld ab. . . .“

„Dann willst Du die Lucie wohl anzeigen?“

„Gewiß, das muß ich!“

„Ach, mein Gott, dann denkt sie, ich war's!“

Er zuckte die Achseln.

„Laß sie denken, was sie will! . . . Ich würde mich wahrhaftig nicht zum Demuzianten machen, aber verdient hat sie's . . . und Du gehst mir vor! . . . Sie wollte ja, daß Du auch schlecht werden solltest . . . und wer weiß, was passiert wäre, wenn ich Dich heute nicht abgeholt hättel! . . .“

Lisbeth sah mit roten Wangen vor sich nieder.

„Du!“ sagte sie leise, „Du bist so gut! . . .“

Und dann gingen sie heim; er stolz und froh, daß er sie rein und gut wieder hatte; sie aber ganz selig über ihre Erlösung aus dieser Pein.

## Lose.

(Aus dem Nachlasse des Dichters.)

Euch hat der Becher immer voll geschäumt —  
Ich hab von ferne Fülle nur geträumt.

Wie Tänzer seht ihr — während ich gelitten —  
in Blut und Kühle leicht dahingefritten,

und Kränze wurden Euch ums Haar geschlungen,  
indessen ich um kärglich Brot gerungen,

und während ich in Wünschen mich verzehrte  
ward Euch gegeben, was ich heiß begehrte.

Ihr wurdet schön in Eurem reichen Zuge —  
ich schritt gebeugt hin hinter meinem Pfluge.

Ihr wurdet klar, weil Höhen Klarheit spenden —  
ich mußte düster nur mich in mich selber wenden.

Ihr wurdet frei, wie es die Sieger werden —  
mir lag der Druck in Haltung und Geberden.

Und doch — ich mag euch nicht euer Glück beneiden!  
Die Erde fordert Früchte von uns beiden;

Ihr gebt die goldnen, die in Bäumen prangen,  
die meinen hat der Erde Schoß empfangen.

Noch mancher Frühling muß sie neu beleben,  
bis sie sich sprossend aus dem Dunkel heben.

Die euren, die der Sommer heiß umworben,  
im neuen Lenze sind sie längst verdorben,

und andre sind's, die in den Nesten gaukeln  
und ganz wie eure in die Sonne schaukeln,

und ganz wie eure werden sie vergehen,  
wenn meine Körner erst im Halme stehen.

Wilhelm Solzamer.

**Waldblumen als Valentinschmuck.** Das ganze Jahr hindurch vermag der Wald uns ein herrliches Material für den Zimmerschmuck zu liefern. Im Herbst sind es Frucht- und prächtig gefärbte Laubzweige, im Winter das haltbare Grün von Kiefer, Stechpalme und dergleichen, im Frühjahr Blumen und Kräuter und im Sommer die mannigfachen Blumenzweige der Sträucher. Gerade diese Blütenzweige sind so recht geeignet zur Füllung großer Vasen, wofür im Frühjahr der Wald keinen Stoff bot. Wenige Zweige genügen zur Erzeugung der besten Wirkung. Die Vase unserer beiden Wälder — sie ist ein gewöhnlicher irdener Wasserkrug — hat eine Höhe von 35 Zentimeter. Danach mag die Größe des ganzen Schmuckes bemessen werden. Die Blumen, die zur Füllung beider Vasen dienen, ließen sich bequem in einer Hand tragen und fassen. Man braucht das Grün des Waldes nicht „armweis“ heimzuschleppen; mit einer „Handvoll“ können wir schon wunderbaren Zauber ins Zimmer tragen.

h. h.

**Der Samenreichtum in der Pflanzenwelt.** Wie unheuer reich die Vermehrungskraft der Pflanzenwelt ist, davon sind schon oft Beispiele gegeben worden. Nicht nur Tausende, sondern selbst Hunderttausende von Samenkörnern wurden an einer einzigen Pflanze gezählt. All diese Zählungen werden aber weit übertroffen von einer Zählung, die Ernst Fischer an einem Farnkraut vornahm. Es handelt sich um den Wurmfarn, der in unseren Wäldern weit verbreitet ist. Auf der Unterseite der Farnwedel sitzen kleine braune oder schwarze Häufchen. Das sind die Sporenträger oder Sporangien, welche die Sporenkörner — so heißen bei den Farnen die Vermehrungskörper — enthalten. An gut ausgewachsenen Wedeln konnten im Durchschnitt 5000 solcher Sporenhäufchen festgestellt werden. Als Durchschnitt des Inhaltes dieser Sporenhäufchen ergab sich eine Anzahl von 3100 Sporen. Wegen der außerordentlichen Feinheit der Sporen konnte diese Zählung nur unter dem Mikroskop erfolgen. Auf den einzelnen Wedel entfallen demnach 5000 x 3100 Sporen, das sind 15½ Millionen. Eine gut entwickelte Wurmfarnpflanze vermag sechs fruchtbare Wedel zu erzeugen — nicht alle Wedel der Farnpflanze sind fruchtbar —; da müßte eine solche Pflanze mithin 6 x 15½ Millionen = 93 Millionen Sporen erzeugen. Wohl gemerkt, jedes einzelne Individuum dieser 93 Millionen bildet einen lebensfähigen Keim für ein neues Lebewesen! Wie außerordentlich schlecht müssen die Keimungsverhältnisse für diese Sporen sein, denn nur ein Bruchteil von einem Millionstel dieser Existenzmöglichkeiten bringt es zu einem fortpflanzungsfähigen Individuum.

h. h.

**Feld- und Gartenfrüchte im Volksglauben.** Einst war der Kirschbaum dem Volke von besonderer Bedeutung. Man legte ihm die Kraft bei, gebannte Geister zu erlösen. Bei den alten Preußen und Litauern schützte der Golt Kreis die Kirschbäume eines an einem See gelegenen Schlosses, auf welche man zu seiner Ehre geopfert Hühner warf und an welchem angezündete Kerzen befestigt wurden. Bei den Alten galt die Kirsche in Verbindung mit dem Papagei, den man gewöhnlich mit einem Paar an



Wilddorn- und Bocksdornzweige.

einem Stiel zusammengewachsener Kirschen im Schnabel abbildete, als Symbol der Berechsamkeit. Kirscherne verwandelten sich nach einigen Sagen zuweilen in Gold. Die Frucht der meisten Obstbäume bedeutet in der Mythologie und im überlieferten Volksglauben erotische Symbole. Der Apfel ist der wichtigste darunter. Ohne indessen auf seine von zahlreichen Sagen umwobene Bedeutung näher



Schneeballzweige.

eingugehen, sei nur seiner kugelförmlichen Form gedacht, welche zum Sinnbild der Vollkommenheit und zum Abzeichen der Welt gemacht wurde. Von allen Birnenarten ist eigentlich nur der Waldbirnenbaum einheimisch und schon bei den Germanen von besonderer Bedeutung gewesen, weil so viele dieser heiligen Bäume durch die ersten Verbreiter des Christentums zerstört wurden. Mannigfache Sagen haften ihm an. In der Hegen- und Zauberkunst waren die Kerne, die Rinde und Wurzeln von besonderer Kraft. Nach dem Volksglauben soll man das Obst am Baum nie sehr loben, damit es nicht welke und vor der Reife abfalle. Zur Vermehrung des Obstes schlägt man wohl auch einen Pfennig in den Baum oder schüttet zu Weihnachten Fischgräten an den Fuß desselben. Die Früchte des Nußbaums

dürfen nie gepflückt, sondern müssen stets herabgeschlagen werden, damit der Baum im nächsten Jahre reichlicher trägt.

Auch die Erbsee hat ein erotisches Symbol. Im Schwäbischen ist der Glaube verbreitet, daß man von ihr nicht satt werden könne, man möge essen, so viel man wolle. Der Mettich verschreckt den Schlaf. Sein Saft schützt vor Insektenstichen und Schlangenbiss. Legt man den Kindern bei ihren allerersten Schulgängen Mettichschnitte aufs Mutterbrot, so lernen sie leicht die Buchstaben des Alphabets „vorwärts und hinter sich“ aussprechen. Der Kürbis gilt wegen seines inhaltlosen Volumens und seiner Hinfälligkeit seit Alters her als Symbol der Vergänglichkeit des Glücks, der Schönheit und aller Erdengüter.

Daß auch das Gras wegen seiner Unentbehrlichkeit für die Viehzucht im Glauben des Volkes nicht vergessen wurde, ist selbstverständlich. Wir gehen über eine Wiese. Nühren nicht jene mageren, dünnen Stellen, die wir ab und zu antreffen, vom Alben (Drachen) her, der glühend auf diesen Flecken vom nächtlichen Fluge ausruht und das Gras verbrannt? Oder stammen diese hier Elfen-, dort Hexenringe genannten Flecke nicht vom Tanz geistlicher Wesen um Mitternacht beim Mondscheine her? Jeder Grashalm redet oder säuselt seine Sprache in zahlreichen Gleichnissen. Sie dienen auch zu vielen sympathetischen Mitteln; nach einer altfriesischen Sage nahm Gott bei der Erschaffung des Adam Steine zu den Knochen, Gelock zum Gehirn, Tau zum Schweiß und Gras zum Haar. Daher der Name: „Haar der Erde“. Die Liebesspiele mit Halmen, die Bedeutung des Halmsziehens kennt wohl jeder. Zu den Gräsern mit genießbaren Früchten gehört die Hirse. Sie soll ihren Namen von den Lautropfen (Hirse) haben, denen man ihre zahlreichen glänzenden Körner ähnlich fand.

Zwei Zeitabschnitte sind für den Landmann von größter Wichtigkeit: die Tage der Aussaat und jene der Ernte. Wer möchte es ihm nun verargen, wenn er das gute Gedeihen nicht bloß vom Wetter abhängig wähnte, sondern auch von übernatürlichen, bald guten, bald bösen Wesen! Von den letzteren aber war der Wiltwiz der Ausdruck für alle. Ließ sich der Teufel auch vom Landmann zuweilen überlisten: der Wiltwiz nie, denn er ist aus Meid und Tücke, Bosheit und Heimlichkeit zusammengesetzt. Entweder um Walburgis oder Johannis, wenn kein Mond am Himmel steht, schleicht er sich um Mitternacht hinaus aufs Feld. Man hört ihn nicht, so leicht und leise ist sein Tritt. Hat er den Acker, den er beschädigen will, erreicht, so schnallt er den rechten Schuh ab, nimmt ihn unter den Arm und bindet an die große Zehe des rechten Fußes eine kleine, aber ungemein scharfe Sichel. So geht er nun quer und schräg und oft in Schwenkungen durchs Getreide und macht schmale, aber sehr lange Gassen.

Anderer verhält es sich mit dem Oswald, der als Schützer der Felder auftritt. Schon die Germanen ließen dem Odin zum Dank ein Büschel Getreide stehen und dieser Brauch dauerte bis weit in die christliche Zeit; ja, er ist heute noch an manchen Orten, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, zu finden. Das Kornweib oder die Roggenmuhme ist in der germanischen Mythologie die weibliche Schutzgöttin des Getreides; sie ist besonders den Kindern hold, welche Blumen suchen. Deshalb warnt

Kopisch:  
„Laßt stehn die Blumen, geh nicht ins Korn,  
Die Roggenmuhme zieht um da vorn,  
Bald duckt sie nieder,  
Bald guckt sie wieder,  
Sie wird die Kinder fangen,  
Die nach den Blumen langen.“

Uebrigens hat jedes Volk seine Getreideschutzgötter; die Finnen haben sogar für jede der angebauten Getreide- und Hülsenfruchtarten eine besondere Gottheit. Die Weiskrussen haben den Jachlo, der als Jüngling mit einem Weizenbüschel in der Hand dargestellt und dem zu Ehren alle Jahre am 27. August ein Fest gefeiert wird. Welche Bedeutung das Getreide als Symbol der Ernährung und Fruchtbarkeit einnimmt, beweist eine Sage der Tibeter, daß der Genuß des vom Berge Tsuerner herabgeworfenen und aufwachsenden Getreides die Wirkung gehabt habe, daß die Affen, die Stammväter der Tibeter, sich allmählich in Menschen verwandelten.

Eine mohammedanische Legende läßt den Adam mit dem Getreide vom Himmel fallen. Die Körner waren damals sehr groß und erst nach dem Fall so klein, wie sie es jetzt sind. Eine doppelte Kornähre bedeutet besonderen Segen und schützt vor dem Einschlagen des Mißes. Selbst das Stroh war von großer Wichtigkeit.

e. k.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**